

Die USA versuchen Einfluss auf das Berufungsgericht der Welthandelsorganisation zu nehmen **SEITE 12**

Die Debatte über Verfassungskonformität hat mit dem Kroatien-Protokoll erst begonnen **SEITE 13**

# Sehnsucht nach einem Feind

*Es gibt wieder Wölfe und Bären in der Schweiz. Sie sorgen für Entzückung, aber auch für geladene Schrotflinten. Warum wir gut daran tun würden, das Unkontrollierbare als Teil unserer Natur zu tolerieren. Von Seraina Kobler*



Was sich nicht domestizieren liess, wurde ausgerottet: Dorfbewohner mit dem letzten in der Schweiz erlegten Bären 1904 in Scuol. OTTO ROTH / SABINE DREHER COLLECTION / KEYSTONE

Sie trifft ihn eines Morgens auf dem Weg zur Arbeit im Stadtpark. Den Wolf. Seine Augen sind gelb und leuchten, sein Blick sticht. Da ist es um die junge Frau geschehen. Sie will ihrem «Seelen-tier» nahe sein. Ködert es mit rohem Fleisch und lebendigen Kaninchen. Es gelingt ihr, das Tier zu betäuben. Sie verschleppt es in ihre Wohnung. Im Banne des Wolfes, der nicht nur in ihren Phantasien zum Liebhaber wird, entfremdet sich die Frau ihrem Umfeld. Sie verwildert und bricht mit ihrer grauen Existenz.

Der Kinofilm «Wild», der kürzlich Premiere gefeiert hat, erzählt eine animalische Liebesgeschichte, die symbolisch für eine Thematik steht, welche den medialen Blätterwald regelmässig rauschen lässt. Die Besetzung der populären Hauptfigur liegt nahe: Seit je wird der Wolf personifiziert wie kaum ein anderes Tier. Er ist das wohl bekannteste Raubtier, das durch die Märchen und Mythen unserer Breitengrade streift. Lange galt der Wolf im Volksmund als diebisch, falsch und dämonisch – auch noch als seine Population hierzulande zwischen 1850 und 1900 stark dezimiert wurde. Der wegen der sich ausbreitenden Industrialisierung steigende Energiebedarf wurde zu grossen Teilen durch das Abholzen der Wälder gedeckt. In der Folge reduzierte sich der Wildbestand. Den grossen Raubtieren wie Bär und Wolf fehlte es an Nahrung. Und der Mensch rottete aus, was sich von ihm nicht kontrollieren und domestizieren liess.

Der letzte Schweizer Bär wurde am 1. September 1904 in Schuls im Engadin getötet. Schon etwa dreissig Jahre vorher war der Wolf aus den letzten Rückzugsgebieten verschwunden. Später breitete

sich der Mensch weiter aus. Mit ihm kamen Lärm, Licht und Abfall. In den letzten Jahrzehnten hat der Druck auf die Natur in der Schweiz wieder abgenommen.

## Städter mit Bambi-Syndrom

Das ethische Gewissen gegenüber der Umwelt stieg mit den Naturkatastrophen wie Tschernobyl und dem Waldsterben in den 1980er Jahren. Die Studien des Club of Rome gingen um die Welt. Der Ruf nach Schranken im Umgang mit der Natur wurde immer lauter. Auch der Bund vertrat zunehmend Umweltschutzinteressen. Die Naturschutzvereine erhielten das Verbandsbeschwerderecht, und die «Bernener Konvention» wurde formuliert. Letztere ist ein völkerrechtlicher Vertrag des Europarates über den Schutz europäischer wildlebender Tiere und Pflanzen. Seither gilt der Wolf als streng geschützte Art in der Schweiz.

Vor über zwanzig Jahren hat er sich dann von Italien her wieder in die Bündner Wälder eingeschlichen – und stieg bald zu einem der umstrittensten Einwanderer des Landes auf. Seit seiner Rückkehr wird das Tier von den einen als Lichtgestalt und Öko-Ikone gefeiert. Blockbuster wie «Der mit dem Wolf tanzt» machten ihn zum Sinnbild der Freiheit. Später bekam die Natur als moralisches Gegenüber mit ihm ein Gesicht. Andere sehen ihn noch immer als Bedrohung. Ebenso wie der Bär löst er einen tief verwurzelten Jagdreflex aus. Angst kennzeichnet unsere Gesellschaft in nicht unwesentlicher Masse. Die Ursachen sind in der

Regel schwer greifbar und komplex. Raubtiere lösen irrationale Ängste aus, deren Herkunft klar benennbar ist. Deshalb wird die Debatte in der Schweiz fast schon fanatisch geführt. Die scheinbar einfachste Lösung soll die Gunst der Bevölkerung gewinnen: die Aufhebung des Schutzstatus der Tiere und damit wohl deren erneute Ausrottung. Mit dem Wunsch nach Freiheit hier und dem Trieb zu jagen dort stehen sich zwei archaische Grundbedürfnisse gegenüber. Es geht dabei nicht um Sicherheit. Zumindest nicht primär. Diese Argumente liessen sich mit Zahlen spielend entkräften. Die rund 35 Wölfe in der Schweiz haben laut Jagdverordnung im Durchschnitt der letzten Jahre etwa 160 Tiere gerissen. Neunzig Prozent davon waren Schafe ohne Herdenschutz in alpinen Gebieten. Zum Vergleich: Pro Jahr verenden gegen 4000 Schafe auf den Weiden an Krankheiten oder nach Abstürzen. Der Wolf ist ein scheues Tier und greift den Menschen in der Regel nicht an.

Es geht bei dem Streit viel eher darum, wie wir leben und wie wir gerne leben würden. Die Natur, oder zumindest das Wissen um sie, ist für das Wohlbefinden des Menschen existenziell. Wald und Wildnis werden für Ferien und Freizeit intensiv genutzt. Mehr noch, sie sind Teil der kulturellen Identität und erzeugen ein Heimatgefühl. Die Alpen verändern ihr Gesicht stetig, wie der Historiker Jon Mathieu in seinen Publikationen zum Thema feststellt. Auf der Alpennordseite habe die Waldfläche während der letzten 130 Jahre bis um die Hälfte zugenommen, im Süden habe sie sich gar verdoppelt. Nach Ansicht von Naturliebhabern hält wieder ein Stück Ursprünglichkeit Einzug. Skeptiker sehen

darin den Verlust einer in Jahrhunderten von Menschenhand geschaffenen Kulturlandschaft. Spricht man über die Nutzungskonflikte mit Wolf und Bär, so muss man auch über Landschaftsgestaltung sprechen. Denn die Geschichte der Alpen und der Entstehung des Mittellandes ist mit dem Leben der Tiere dort stark verknüpft.

Betrachtet man die geografischen Eigenheiten, welche die Umgebung der Wolfsgegner und der postmodernen Wolfsfreunde prägen, so zeigt sich ein ausgeprägter Stadt-Land-Graben. Die Einstellung gegenüber Raubtieren hängt aber nicht nur von direkter Betroffenheit ab, sondern ebenso von einer generellen Grundeinstellung und Werterhaltung. Für Bauern stellt Wildnis eine Bedrohung dar. Sie domestizieren, kontrollieren und nutzen die Natur. Damit produzieren sie eine Gegenwelt zur Wildnis. Diese muss im ständigen Kampf gegen die Verwilderung bewahrt werden. Für Städter, die in einer dichtbesiedelten und künstlichen Zone leben, ist die Wildnis ein Sehnsuchtsort. Sie sind der Natur entfremdet und kennen die natürlichen Zyklen und Gesetzmässigkeiten nicht mehr. Das kann dazu führen, dass sie eine grüne und idealisierte Parallelwelt entwickeln.

Nicht nur die Disney-Studios haben zur Verbreitung dessen geführt, was Soziologen das Bambi-Syndrom nennen. Durch die kitschige Vermenschlichung von Tieren wird ein falsches Bild vermittelt. Es verwundert nicht, dass der Wolf besonders in urbanen Gegenden viele Freunde hat. Der Groll der Bergler entlädt sich derweil in den Kommentarspalten der grossen Zeitungen, denen die Bauern vorwerfen, ein «Schweigekartell» punkto «Wolfsschäden» zu bilden. Sie klagen über

Mit dem Wunsch nach Freiheit hier und dem Trieb zu jagen dort stehen sich zwei archaische Grundbedürfnisse gegenüber.

Gefahren durch den Wolf für ihre Kinder auf den Schulwegen – auch wenn bis heute kein Vorfall dokumentiert ist. Anders sieht es bei realen Gefahren aus wie etwa Verkehrsunfällen mit Fussgängern. Seit nunmehr fünfzehn Jahren veranstaltet zudem die Bauernlobby, in diesem Fall angeführt von der CVP, eine parlamentarische Treibjagd auf den Canis lupus. Kürzlich hat die Umweltkommission des Nationalrats empfohlen, die «Bernener Konvention» zu kündigen und die Jagd auf den Wolf zu erlauben.

## Lammfromme Bauern

Wie gut sich damit Wählerstimmen sammeln lassen, zeigt die Geschichte um den «Wolf vom Chablais». Der damalige Staatsrat Jean-René Fournier hatte sich vor seiner Wahl über die Anweisung des Kantonsgerichtes hinweggesetzt und einen Wolf zum Abschuss freigegeben. Später stopfte er das Tier aus, stellte es in seinem Büro auf und nannte es, in Anspielung auf das Urteil: «Effet suspensif» (aufschiebende Wirkung). Der Sitz im Stöckli war ihm beim folgenden Wahlkampf gewiss. Dort führte er den Kampf gegen das Tier fort und vertrat die Interessen der Bauern. Für die Schafzucht erhalten diese jährliche Subventionen im Wert von 40 Millionen Franken.

Und darum geht es im Kern der Sache: um die wirtschaftlichen Interessen der staatlich finanzierten Landwirtschaft. Wenn ein wildes Tier ein hoch subventioniertes anderes Tier frisst, dann entsteht ein Schaden. Da wirken die jährlichen Ausgaben von 3 Millionen Franken für den Herdenschutz wenig. Denn die Tierhaltung wurde stark intensiviert. Grasen mehr Schafe auf abgelegenen Weiden, können auch mehr von ihnen gerissen werden. Der Fleischkonsum der Schweizer hat sich in den letzten 60 Jahren verdoppelt. Wird über die Legitimation der Direktzahlungen für Bauern gesprochen, so gilt die Pflege der Biodiversität gerne als letztes Argument. Dafür ist die urbane Bevölkerung bereit zu zahlen. Wenn Raubtiere als Zeichen eines gesunden Ökosystems dazugehören, dann wäre es besser, dies zu tolerieren, statt zur Schrotflinte zu greifen und Selbstjustiz zu üben. So funktioniert das eidgenössische System: Die Städter tragen in diesem Fall die Verkehrs- und Zentrumslasten, und die Ländler erhalten die «Natur». Auch in Form von Wolf und Bär.